

# Der Botenbrunnen in Liestal

Autor(en): **Bolliger, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **20 (1958)**

Heft 11

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861589>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Botenbrunnen in Liestal

Von WALTER BOLLIGER

Was ein Bote ist, wissen wir alle. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm verstehen in ihrem «Deutschen Wörterbuch» unter einem Boten einen «nuntius, der entsendet wird, um zu entbieten, zu verkündigen, zu laden, eigentlich aber um Gebot, dann auch andere Meldung und Nachricht mündlich zu bringen oder zu holen, endlich um Briefe zu tragen». Es ist ein erhebendes Unternehmen, in diesem Grimmschen Wörterbuch, das in seinem ungeheuren Umfang und geistigen Gehalt eine der größten Kulturtaten in sich birgt, dem sprachlichen Leben nachzugehen und sich darin Rat zu holen. Und so bedeutet es schon hohen geistigen Gewinn, den sehr ausführlichen Artikel «Bote» im 2. Band durchzulesen. Denn er führt uns weit in das Gebiet der deutschen Literatur hinein und sagt uns zugleich, wann, wie und wo die Dichter und Denker der Vorzeit dieses Wort angewendet oder damit sogar über menschliche Eigenschaften gerichtet haben. So z. B., wenn in einem Märchen der Herr den einen Menschen zum Schmied, den andern zum Schneider, den dritten zum Boten bestimmt, ein anderes Märchen aber nicht den Faulsten, der König wird, sondern den Dummen zum Boten macht. Im Mittelalter haben verschiedene Minnesänger, einer von ihnen auf ein ganz anderes Gebiet hinüberschwenkend und eine Pflanze zum Boten erhebend, gesungen:

«ich sach boten des sumers, daz wâren bluomen.»

«mîner ougen tougenlichez sehen, daz ich ze boten an si senden muoz.»

«sit ich des boten niht enhân, sô wil ich ir din lieder senden.»

Auch die klassischen Völker des Altertums haben selbst in den höchsten Regionen ihres kulturellen Lebens den Boten gekannt. Eine uralte Sage erzählt, der griechische Göttervater Zeus habe den Gott Hermes zum Götterboten erhoben, ihm den Flügelhut auf das Haupt gesetzt und einen geflügelten Heroldstab in die Hand gegeben. Mit diesem Emblem des Adlerflugs begabt, hat Hermes als Gott Mercurius, dem Gott des Handels, des Glücks und als Götterbote und Diener Jupiters bei den alten Römern weitergelebt. Die Erinnerung an den Adlerflug als Attribut der beiden Götter ist aber durch alle Jahrtausende unter den Menschen lebendig geblieben: Transportunternehmen, wie z. B. Eisenbahnen und Fluggesellschaften, haben ihn, heraldisch stilisiert, übernommen als Wahrzeichen der modernen Schnelligkeit und Promptheit.

Die beiden Brüder Grimm, im Volk berühmt geworden durch die Herausgabe der gesammelten Volksmärchen, waren Forscher von selbst für heute fast

unvorstellbarer geistiger Fruchtbarkeit. Der Am ihrer Forscherkraft reichte von Berlin, wo sie als Professoren ebenso wie als Schöpfer des Wörterbuches wirkten, durch alle Gaue und Länder, selbst bis in die verborgenen Dörfer des Baselbiets und der Innerschweiz. Trotzdem aber ist ihnen der Bote oder der «Bott», wie wir Baselbieter ihn nannten und heute noch in Erinnerung behalten, nie bekannt geworden, zweifellos deshalb, weil der Bote des Oberbaselbiets erst nach dem Tode der großen Gelehrten (1863 bzw. 1859) zu einer hervorstechenden volkstümlichen Erscheinung geworden ist. Beide Brüder aber haben die ganze Vielseitigkeit der Botentätigkeit und Botendienste in dem obengenannten Artikel erschöpfend hervorgehoben und durch eine große Zahl treffender Stichwörter gekennzeichnet. Ich wiederhole sie hier: beibote, brautbote, briefbote, dienstbote, dingbote, frohnbote, gewaltbote, landbote, postbote, schuldbote, sendbote, vorbote, waltbote, windelbote, wunnebote; und mit Genitiv: amtsbote, friedensbote, frühlingsbote, gerichtsbote, glücksbote, kriegsbote, unglücksbote.

Uns aber erwächst nun die Aufgabe, unsern Boten mit einer oder mehreren dieser Benennungen in Beziehung zu setzen und zu fragen, wie wir ihn mit dieser oder jener, die ihn näher charakterisiert, belegen können. Denn wir müssen uns vorstellen, daß sich die Bestimmung des Boten nicht darin erschöpfte, die fertig gewobenen Seidenbänder nach Basel zu führen und die Rohstoffe zur Verarbeitung zurückzubringen, also, einer engbegrenzten Betätigung lebend, lediglich den Vermittler zwischen dem Fabrikanten in der Stadt und dem Posamentier auf dem Lande zu spielen. Er hat noch andere Waren auf und ab geführt, Waren, die heute wohl die Post, die Bahn, das Auto befördert. Er hat, wenn ich nicht irre, den Posamentern den Arbeitslohn für die abgelieferten Fertigwaren in klingender Münze — und sicher nicht ohne oft in Gefahr zu schweben — nach Hause gebracht, allerlei persönliche Meldungen und Nachrichten vermittelt und das Neueste vom Land in die Stadt und umgekehrt an die nicht ganz «ungwunderigen» Baselbieter weitergeleitet. Wenn wir endlich an die Entfernungen denken, die zu überwinden für Pferdefuhrwerke keine Kleinigkeit waren, so können wir ihm wohl das Attribut eines Landboten beimessen, ihn Sendboten nennen, für viele Fälle Friedens- und Frühlingsboten, sogar Glücks-, aber auch Unglücksboten, wie jenen Tenniker Boten, der unterwegs in finstrier Nacht überfallen, grausam ermordet und beraubt wurde. Die schauerliche Tat — sie geschah, wenn ich mich noch genau erinnere, im Sommer 1910 — schien gut vorbereitet zu sein: die Urheberchaft ist nie ermittelt worden.

Aber der Baselbieter hat nie Interesse an Spezialbenennungen für den Boten bewiesen, die auf Einzelheiten seiner Jahresarbeit hinwiesen, tiefer in



seinen Beruf und in seine Tätigkeit hineinleuchteten, sondern er hat, wie bereits oben betont, restlos bevorzugt, was kurz und bündig war: «Der Bott». Der Baselbieter Dialekt hat sich also der vordringenden Schriftsprache gegenüber auch in diesem Wort seine Vorrechtsstellung reserviert und den Vokal kurz gehalten, was die Verdoppelung des Konsonanten zur Folge hatte.

Jedenfalls ist die Erinnerung an den «Botten» noch lange nicht tot. Das zeigt u. a. schon die Tatsache, daß der Besitzer des Hotels Engel in Liestal, das seinerzeit der Hauptabsteigeplatz der «Botten» war, vor Jahren einen Saal als prachtvolle «Bottenstube» hat einrichten und mit einer Malerei entsprechenden Inhalts von Kunstmaler Otto Plattner hat schmücken lassen. Vor wenigen Jahren ist nun (wahrscheinlich auf Gemeindebeschluß) der «Bottenbrunnen» gebaut worden, allerdings nicht in jener Art, wie wir sie im Baselbiet sehen. Unsere Dorfbrunnen, wohl Schmuckstücke unserer einfachen, aber anmutigen Dörfer, aber nicht jene kunstvollen Werkstücke, die sich der präsentativen Pracht der alten Städte (Basel!) einfügen, sind fast ausnahmslos freistehende Gebilde und präsentieren sich entweder als langgestreckte Rechtecke (z. B. steht auf dem Dorfplatz in Giebenach ein geradezu monumentales Exemplar), an deren Stirnseiten der Brunnstock steht — gewöhnlich eine vielseitige Pyramide mit abschließender Kugel oder aufrechtstehender Eichel —, oder sie bil-

den Sechs- bzw. Achtecke mit dem Brunnstock an einer Außenseite oder in der Mitte des Beckens, von wo aus er das Wasser nach allen vier Himmelsrichtungen speit.

Der Botenbrunnen aber ist in die große Gartenmauer fast unmittelbar neben dem Hotel Engel eingebaut. Infolgedessen besitzt er keinen Brunnstock, und die Röhre speit das Wasser direkt aus der Mauer heraus in das breite, nicht allzu große Becken. Und als Ersatz für den schmückenden Brunnstock haben die Gebr. Holinger, Bildhauer in Liestal, ein Hochrelief gewählt, dessen Inhalt — was selbstverständlich ist — mit dem Leben und Wirken des «Botten» und seiner Umwelt in Beziehung zu stehen hat. Dann spielen die vorhandenen Ausdehnungsmöglichkeiten des Bildes begrifflicher Weise eine weitere entscheidende Rolle. Otto Plattner hatte zwar für seine humorvolle Malerei mit ihren historischen Details aus dem Botenleben eine größere Fläche zur Verfügung. Was den Bildhauern Holinger für ihr Werk hierin abging, mußten sie durch die Zugkraft einer Einzelheit, die jedermann in seiner Phantasie zu einem vollen, abgerundeten Bild ergänzen kann, kompensieren: die Künstler haben sich, was für sie sehr naheliegend war, zu zwei Pferdehäuptern entschieden, und zwar von Pferden, nicht wie sie in Urzeiten in ihrer wilden, ungezähmten Freiheit die unermesslichen Tundren bevölkerten, sondern von hochentwickelten, die schon längst im Dienste des Menschen stehen und seiner Kultur unterworfen sind. (Das zeigt schon das ihnen angezogene Pferdegeschirr, das, nebenbei gesagt, beiträgt zu dem lebendigen Widerspiel zwischen Licht und Schatten.)

Zwei Faktoren sind es, die in entscheidender Weise die Lebensfülle des Gesamtbildes bestimmen: die völlig verschiedenen Gemütsverfassungen der beiden Pferde (die sich möglicherweise auf den Boten und seinen Sohn übertragen haben) und die — so scheint es mir wenigstens — um einen Hauch abgeschwächte Reliefwirkung des hintern Pferdes, wodurch eine bestimmte perspektivische Tiefenschau erzeugt wird. Oder hat etwa, entgegen der oben angenommenen Möglichkeit, die psychische Beeinflussung den umgekehrten Weg eingeschlagen, nämlich vom Menschen zum Tier? Man beachte nur, wie der lächelnde Bauernknabe, zweifellos der junge Botensohn, dem gespannt und zufrieden lauschenden Pferd Dinge ins Ohr flüstert. Ob hier etwa die Bildhauer ein Pferd haben schaffen wollen, von welchem man sagen kann, es habe Menschenverstand? Jedenfalls ist diese Szene wie geschaffen für Tierfreunde und solche, die es noch werden wollen. Das hintere Pferd in übersprudelnder Lust oder Raserei, mit leidenschaftlich vorgestrecktem Haupt, schäumenden Lippen und — im Gegensatz zum vordern Pferd — nach hinten gelegten Ohren, hält der bärtige «Bott», dessen Oberkörper vor dem Pferde aus dem Untergrund emportaucht, im Zügel und gewährleistet dazu noch durch seine Körperhal-

tung mit Blick nach rechts rückwärts auf die vordere Gruppe die Einheit des ganzen Bildes.

Und das ist also die symbolische Bedeutung des Botenbrunnens in Liestal: So wie seine Wasserperlen zu jeder Zeit und unversiegbar der Röhre entrinnen, so sei unsere Volksseele der stets sprudelnde Quell der Erinnerung dessen, was unsere Väter in jenen Baselbieter Juratälern und Anhöhen an Gewerbefleiß erschaffen haben.

## Dr alti Brunne

Von KARL LOELIGER

Dr Brunne zmittst im Dörfli  
Mit säller Johrzahl dra —  
I ha scho mänggisch zuegloost,  
Was dä alls brichte cha.  
Das sprudlet us dr Röhre,  
Das guderet und speut,  
Verzellt vo alte Zytte,  
Vo Chrieg, vo Leid und Freud.

Aer het dr letschi Landvogt  
No gseh zum Dorf us goh,  
Und hets erläbt, wo spöter  
Fremd Militär isch cho.  
Und sällmool grad bym Brunne  
Hei sie ne Tanne gstellt,  
Vom Chilchli här hän d Glogge  
Vor Freud ins Tal us gellt.

Und d Frauen und au d Meitli  
Vom ganze Dorf si cho  
Zu ihm cho Wasser hole —  
Hei grätscht, si blybe stoh.  
E mänggem Bursch vo uswärts  
Hets do uf d Flinte gschneit,  
Het zum e Meitli welle —  
Und isch in Brunne gheit.

Du lieben, alte Brunne,  
I dangg dr für dy Bricht!  
Du ghörsch zu eusem Dörfli  
Und ghörsch zu syner Gschicht!

## Das neu erstandene Rößlischild von Riehen

Von PAUL HULLIGER

Vor mir liegt eine mit kleinen zeichnerischen Darstellungen der Schilder und Wirtshäuser ergänzte Zusammenstellung der Besitzer der drei Gaststätten Riehens bis zum Ende des 19. Jahrhunderts («Ochsen» ab 1443, «Rößli» ab 1650 und «Drei Könige» ab 1710), verfaßt von *Paul Wenk-Löliger*, unserm